Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 147

Artikel: Willhelm Tell auf Tamilisch
Autor: Bossart, Pirmin / Hirsch, Helen / Signer, Stefan
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885193

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WILLHELM TELL AUF TAM

Stefan Signer, Sie machen den Kulturaustausch musikalisch. Wie das?
Signer: Es geht mir darum, dass Musiker aus verschiedenen Kulturen aufeinander zugehen und wirklich zusammenarbeiten. Das Lied «Min Vater isch en Appezöller» wird zu «Min Vater kommt von Serbokroat, in Freizeit er pflanzt Balkon Tomat». Wir machen mit diesem Slang eine neue Schweizer Hymne, wir singen Beatles-Songs auf Türkisch oder «Smoke on the Water» auf Serbokroatisch.

Helen Hirsch Kempf, Sie engagieren sich in der zeitgenössischen Kunst für den interkulturellen Austausch. Was hat Sie dazu motiviert?

Hirsch: Ich interessierte mich immer für Kunstformen, die aus dem Schema ausbrechen und mit Kommunikation und Austausch zu tun haben. Mich interessiert weniger das Produkt als vielmehr der Hintergrund dieser Arbeiten, die Prozesse und der soziokulturelle Kontext. Interkulturell zu arbeiten ist für mich nicht zuletzt auch eine Form, Gegensteuer zu geben zum herkömmlichen Kunstbetrieb.

Anton Ponrajah, wie hat sich bei Ihnen die interkulturelle Arbeit ergeben?
Ponrajah: Als Tamile aus Sri Lanka wollte ich in der Schweiz mit Theaterprojekten zum Verständnis zwischen Schweizern und Tamilen beitragen. Wir thematisieren kulturelle Missverständnisse oder zeigen, wie Sachverhalte in verschiedenen Kulturen andere Bedeutungen haben. Auch mit Leuten aus Afrika oder aus dem Balkan habe ich gearbeitet. Ich suche immer wieder Ausdrucksformen und Stoffe, die sich für den interkulturellen Dialog eignen.

Haben Sie ein Beispiel?
Ponrajah: Ich habe ein musikalisches Theater veranstaltet mit dem Titel «Pandava Prinzen und Bruder Klaus». Pandava Prinzen ist eine Geschichte aus der indischen Mythologie. In meiner letzten Produktion ging's um Wilhelm Tell. Es gab Schweizer, die mich angerufen und sich entrüstet haben, dass ein Tamile Wilhelm Tell spielt. Dabei habe ich vor 30 Jahren schon den Walterli in einem Tell-Stück in Sri Lanka gespielt.

Wie decken sich Ihre anfänglichen Erwartungen mit dem, was Sie in der interkulturellen Arbeit erfahren haben?
Hirsch: Die Kulturschaffenden müssen bereit sein, einem neuen Kulturraum wirklich zu begegnen und auf andere Menschen einzugehen. Im herkömmlichen Kunstmarkt ist alles kurzlebig, trendy und wird schnell produziert. Mich interessiert ein Kulturaustausch, in dem auch das Zeit-Haben zählt, die Bereitschaft für Auseinandersetzung und Diskussionen.
Ponrajah: Offen zu sein im interkulturellen Bereich ist nicht immer leicht. Am Anfang meiner Theaterarbeit in der Schweiz stellte sich mir etwa die Frage, wie viel an Offenheit ich meiner Herkunftskultur zumuten kann. Viele Sachen waren in Sri Lanka tabu, und hier konnte man es machen. Kurz nachdem ich in der Schweiz eingetroffen war, sah ich im Bahnhof junge Leute, die sich heftig küssten. Ich hatte einen Kulturschock. Jetzt ist das kein Problem mehr für mich. Es wird erwartet, dass Ausländer, die hierher kommen, sofort offen sind. Wenn wir auf der Bühne solche Fragestellungen thematisieren, werten wir nicht. Wir verdeutlichen die Kulturunterschiede und zeigen mögliche Verhaltensweisen auf.

Stefan Signer, welche Erfahrungen haben Sie mit der Offenheit zwischen verschiedenen kulturellen Gruppen gemacht?
Signer: Als Schweizer ist es schwierig, in einer fremden Kultur aufgenommen zu werden. Ich werde nicht nach Hause genommen, nicht zum Essen eingeladen. Überall sind Grenzen. Also versuche ich, über die Emotionen etwas zu bewegen: Was haben wir gemeinsam? Die Menschen haben Sehnsüchte. Alle kennen die Trauer. Als Appenzeller kenne ich diese melancholischen, oft fast depressiven Gefühle, die ich mit einem Griechen oder jemandem aus dem Balkan sehr gut teilen kann. Wenn ich daran appelliere, komme ich näher.

An welches Projekt denken Sie?
Signer: Am Tag, als die Amerikaner Bagdad einnahmen, gaben wir etwa ein Konzert in einem türkischen Restaurant, und drei Kurden sangen deutsch. Die amerikanische Sängerin, der britische Pianist und der Luzerner Flötist haben zeitgenössische klassische Musik gespielt – mit türkischen Texten. Das war ein Austausch. Es funktioniert schon, aber es geht langsam.

Für interkulturelle Projekte braucht man Geld. Haben Sie gute Karten? Oder stossen Sie auf Skepsis?
Ponrajah: Man muss die Leute kennen, man muss verhandeln, sich einbringen. Ich bekomme Unterstützung, die Gelder reichen aber meistens nicht aus. Wir müssen oft gratis arbeiten und zu viele Kompromisse eingehen. Interkulturelle Arbeit ist finanziell nicht automatisch abgesichert. Am Ende jeder Produktion sag ich mir: nie mehr. Verglichen mit den Geldern, die für andere Bereiche vorhanden sind, scheint die kulturelle Arbeit nicht sehr wichtig zu sein.
Hirsch: Ich erlebe, dass grössere Firmen mit Sponsoringgeldern sehr zurückhaltend sind. Nicht im Ausland, aber in der Schweiz. Der interkulturelle Austausch verspricht halt keinen Glamour. Zudem sind Austauschprojekte sehr zeitintensiv. Das kann kaum bezahlt werden.
Signer: Jahrzehntelang habe ich selber bei Stiftungen und kantonalen Gremien Geld vergeben. Interkulturelle Projekte haben wir dort immer bevorzugt behandelt. Man hat sich solche Austausch-Projekte sogar ausdrücklich gewünscht. Die Bevölkerung selber ist da weniger aufgeschlossen als die Juroren. Ich kann mich nicht beklagen, ich habe für alle Projekte immer das Geld gekriegt, das ich wollte.

Was braucht es, damit interkulturelle Projekte in Schwung kommen?
Hirsch: Es braucht mehr Gefässe. Das können Agenturen sein, die interkulturelle Projekte fördern. Es fehlt eine Art Netpool, eine Plattform, die eine Vernetzung zwischen interkulturell tätigen Kulturschaffenden ermöglicht.
Signer: Ich bezweifle, ob man mit noch mehr Aufklärung die Leute dazu bringen kann, sich für solche Kultur zu begeistern. Es sind seit Jahrzehnten die gleichen Leute, die ohnehin wissen, dass es eine gute Sache ist. Kulturen und Kunstformen, die in den sechziger Jahren geprägt worden sind, sterben aus und werden mit Events ersetzt. Die Kulturverantwortlichen der Kantone sind heute junge Leute, die nur noch ökonomisch denken. Ich weiss nicht, was man davon erwarten soll.

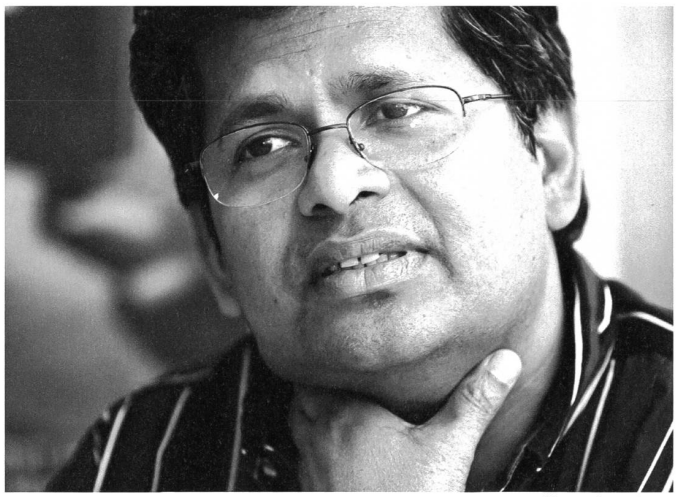
Was kann das für die interkulturelle Arbeit bedeuten?
Signer: Wenn sie gmögig ist, wird sie überleben.
Hirsch: Gmögig?
Signer: Goutierbar, nicht zu anspruchsvoll. Man muss schnell auf den Punkt kommen,

ISCH

Interkulturelle Projekte sind in vielerlei Hinsicht aufwändig. Was können sie bewirken? Und wo liegen ihre Grenzen? Ein Gespräch mit der Basler Kuratorin Helen Hirsch Kempf, dem Künstler Stefan Signer aus Herisau und dem Luzerner Theatermacher Anton Ponrajah.
von Pirmin Bossart

Stefan Signer, in den siebziger Jahren als Infrasteff bekannt geworden, ist als Komponist, Musiker und Produzent tätig. Er wohnt in Herisau und arbeitet an seinem griechisch-türkisch-schweizerischen Projekt «Les Ganjamen», wo er Saz spielt.

Helen Hirsch Kempf, geboren in Stockholm, lebt in Basel. Sie arbeitete 1997 bis 2000 als wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kunsthalle Basel. Heute ist sie freischaffende Kuratorin mit Schwerpunkt interkulturelle Projekte in der zeitgenössischen Kunst (u.a. «Hanoi goes New Media», Hanoi).



Anton Ponrajah kam 1985 in die Schweiz, lebt in Emmenbrücke. In Sri Lanka liess er sich zum Maschineningenieur und später zum Schauspieler ausbilden. In der Schweiz hat er als Regisseur und Schauspieler diverse Theaterprojekte (u.a. Forumtheater Maralam) realisiert.

Bilder: Stefano Schröter

und es muss eine unterhaltsame Komponente drin sein.
Hirsch: Ich muss mir überlegen, welche Komponente im Projekt ich betone, um es finanzierbar zu machen. Man plant also mit der Schere im Kopf und weiss, was durchkommt und was nicht.
Signer: Genau.

Gibt es dank Ihrer Arbeit mehr interkulturell gemischte Konzerte? Haben Schweizer begonnen, orientalische Instrumente zu spielen, und Türken Schwyzerörgeli?
Signer: Ich denke kaum. Zwar hat es auf diesem Weg viele Bekanntschaften gegeben. Aber ob das etwas ausgelöst hat, weiss ich schlicht nicht.
Ponrajah: Nach unseren Stücken gibt es immer gute Diskussionen. Die Leute sind berührt im Herz, das hat Auswirkungen auf ihren Alltag. Ich erhalte auch persönlich gutes Feedback. Das motiviert mich.

Was haben die Begegnungen zwischen verschiedenen Kulturen in der Bildenden Kunst frei gesetzt?
Hirsch: Ich mache mit einer georgischen Kunsthistorikerin viel Vernetzungsarbeit zwischen Künstlern in der Schweiz und im Kaukasus. Da ist enorm viel entstanden. Ein Schneeballeffekt: Die Leute thematisieren die Begegnungen auch in ihrer Arbeit.

Wie soll es mit Ihren interkulturellen Projekten weitergehen? Was muss sich ändern?
Hirsch: Ich erwarte mehr Transparenz bei den Kulturförderungsinstanzen. Einmal ist die Pro Helvetia zuständig, ein anderes Mal die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit, ein drittes Mal das Bundesamt für Kultur. Man blickt nie durch, es ist alles sehr umständlich.
Ponrajah: Ich würde mir wünschen, dass die Kulturförderung vermehrt Personen unterstützt, die eine Kontinuität versprechen und seit Jahren bewiesen haben, dass sie gute Projekte machen. Es ist ermüdend, sich für jedes Projekt neu bewerben zu müssen, zumal man mit dieser Arbeit immer am Existenzminimum lebt.

Pirmin Bossart, 1956, schreibt für «Das Kulturmagazin», die «Neue Luzerner Zeitung» u.a. Er lebt in Luzern.